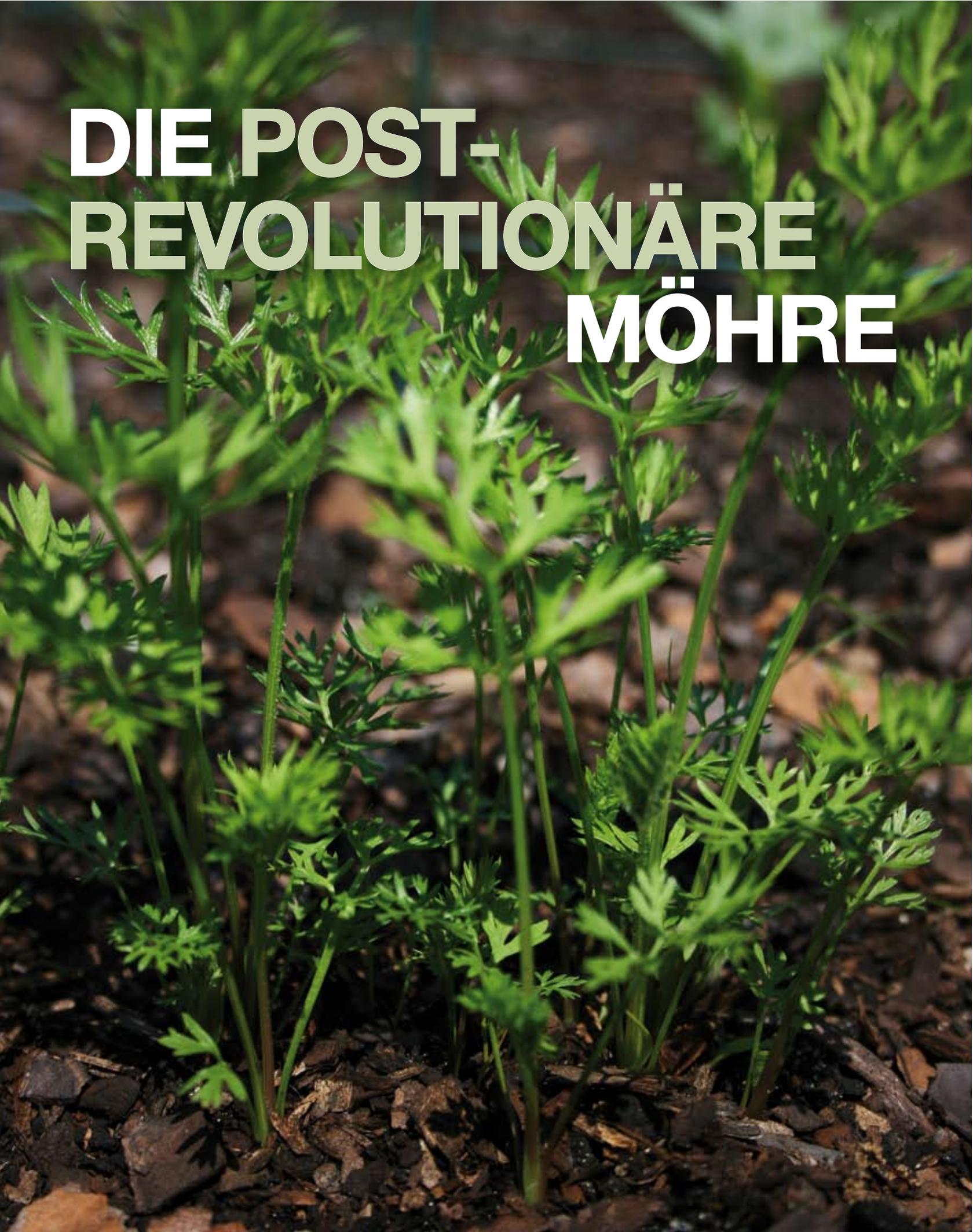


DIE POST- REVOLUTIONÄRE MÖHRE



Der Kapitalismus steckt auch in unseren Köpfen. Und da ist er nur schwer wegzubringen, wie das Beispiel eines solidarischen Landwirtschaftsprojekts im hessischen Witzenhausen zeigt. Sein Prinzip: Die Produzenten arbeiten so viel sie wollen und können; die Konsumenten beziehen, was sie brauchen und bezahlen anonym, was ihnen das Gemüse und Projekt wert sind.

→ von Jan-Hendrik Cropp

Der Kapitalismus hat seine ungeschriebenen Gesetze. Sie erscheinen uns durch Gewöhnung so selbstverständlich, dass wir nie darüber nachdenken. Ein paar Beispiele:

- Den Konsumenten werden Waren aufgedrängt ohne dass ein konkretes Bedürfnis geäußert wurde. Das sollen sie dann bitte entwickeln.
- Über den Preis werden die verschiedensten Produkte und Dienstleistungen abstrakt miteinander gleichgesetzt. Alles, was einen Euro kostet, ist gleich viel «wert». Alles, was nichts kostet, ist auch nichts «wert».
- Geld ist das einzige Symbol für Wertschätzung, wodurch man andere Wege, diese auszudrücken, oft gar nicht erst ausprobiert.
- Zeigen sich Probleme, werden sie überwiegend mit dem Ellbogen gelöst, z.B. durch «Ausschalten» der Konkurrenz.
- Da Produkte auf dem Markt einen Wert erzielen müssen und Menschen primär für Lohn arbeiten, wird Tätigkeit zu Arbeit und Arbeit zur Last. Für die müssen sich Arbeitende dann wieder durch «Freizeit» entschädigen.

Wir wollten anders leben und arbeiten und diesen Fehlentwicklungen etwas Eigenes entgegenzusetzen. «Wir», das ist ein Kollektiv von fünf Gärtnerinnen und Gärtnern im nordhessischen Witzenhausen-Freudenthal. Wir suchten uns eine Gruppe von 60 Personen, die «Begärtnernten», die von uns durch Bearbeitung von 5000 m² Ackerfläche mit Gemüse versorgt werden

Im Kapitalismus werden Menschen und Tätigkeiten ständig miteinander verglichen. Ungleiches wird durch Geld gleichgesetzt. Diese Denkweise verschwindet auch in einem alternativen Projekt nicht sofort.

wollten. Zusammen formten wir eine verbindliche Gemeinschaft. Das Besondere: Jeder Einzelne bestimmt selbstverantwortlich, wann und in welchem

Umfang er für das Projekt tätig sein will. Im Kollektiv werden dann entsprechende Vereinbarungen ausgehandelt. Die finanziellen Bedürfnisse («Lohn») werden unabhängig von der Arbeitszeit des Einzelnen bestimmt.

Die Begärtnernten geben anonym einen für den Produktionszeitraum verbindlichen, monatlichen Beitrag, der ihren Möglichkeiten entspricht. Von null Euro aufwärts ist alles erlaubt. Auch Fähigkeiten (z.B. Massagen) und Ressourcen (z.B. Land) können eingebracht werden. Diese Zusage ist neben anderen Vertragsbedingungen schriftlich festgehalten. Unsere Produktionskosten werden mit diesen freiwilligen finanziellen Beiträgen gedeckt. Das geerntete Gemüse wird den Begärtnernten in Depots frei zur Verfügung gestellt. Die Verteilung vor Ort organisiert die Gemeinschaft je nach den individuellen Bedürfnissen, es gibt keine genormten «Gemüseboxen». Die Mitglieder sind frei, sich über ihren finanziellen Beitrag hinaus am Projekt zu beteiligen, z.B. durch Hilfe bei der Ernte, Einmachen oder das Einbringen weiterer Fähigkeiten. Engagierte formen dafür Arbeitsgruppen.

Durch dieses Experiment sollen kapitalistische Prinzipien überwunden werden. In der Art, wie wir Produkte herstellen und verteilen wie auch in unserem Verhältnis zueinander. Und das in mehrfacher Hinsicht:

- Freiwilliges Beitragen und Schenken statt normiertes Tauschgeschäft.
- Niemand muss, jeder kann nach seinen Fähigkeiten (u.a. finanziell) beitragen.
- Bedürfnisse werden erhoben, und entsprechend wird produziert. Bedürfnisse werden also nicht künstlich geschaffen (z.B. durch Werbung).
- Die Produkte haben keinen festgelegten Tausch- bzw. Geldwert. Dies gibt allen den Freiraum, mit neuen Formen der Wertschätzung zu experimentieren: durch Worte, Gesten und vor allem gegenseitige Verantwortung. 

- Freie Tätigkeit statt abstrakter Arbeit in Konkurrenz
- Unsere finanziellen Bedürfnisse werden von vornherein abgedeckt. Daher können wir Anbauweise und Arbeitsabläufe frei bestimmen, um unsere Bedürfnisse und die anderer zu befriedigen.

Seit knapp einem Jahr läuft unser Projekt nun. Wir können Rückschau halten und einige Problemfelder identifizieren. Diese Analyse halte ich für wichtig. Denn in vielen Projekten, die helfen wollen, die

Waren- und Tauschgesellschaft zu überwinden, dürften sie sich auf ähnliche Art zeigen.

Der verinnerlichte Kapitalismus im Kollektiv. Im Kapitalismus werden Menschen und

Tätigkeiten ständig miteinander verglichen. Ungleiches wird durch Geld gleichgesetzt. Diese Denkweise verschwindet auch in einem alternativen Projekt nicht sofort. Jeder, der in einem kapitalistischen Umfeld aufgewachsen ist, hat sie tief verinnerlicht. Auch wir im Kollektiv vergleichen weiterhin, wie viel Zeit jeder in das Projekt investiert. Manche bekommen ein schlechtes Gewissen, weil sie «zu wenig» tun; andere grummeln, weil sie angeblich «zu viel» leisten müssen. Schnell glaubt jemand, sich für seine Bedürfnisse rechtfertigen zu müssen. Oft erzeugt nicht das Kollektiv diesen Druck, sondern die Betroffenen selbst.

In solchen Situationen bieten sich die üblichen Abstraktionen des Kapitalismus als «Hilfsmittel» an.

Der Ruf nach greifbaren «Arbeitszeiten» und nach «Urlaub» wird laut. Dem liegt die Sehnsucht nach einem abstrakten Gerechtigkeitsbegriff zugrunde. Statt zu sagen: «Es soll allen damit gut gehen, was und wie viel sie tun», fordern wir nun: «Alle sollen gleich viel Arbeit verrichten bzw. gleich viel Urlaub nehmen.» Wenn man aber anfängt, Arbeitszeiten zu normieren, ist man schnell dabei, die ganze Tätigkeit zu normieren. Was, wenn eine Person schneller oder «effizienter» als die andere ist?

Weitere Probleme können sich durch die räumliche Enge ergeben. Der Acker ist vor unserer Haustür. Wir wohnen zwar in verschiedenen WGs, aber doch zusammen auf einem Hof. Dies kann zu einem Gefühl sozialer Kontrolle führen. Jeder bekommt vom anderen mit, wie viel er arbeitet oder wie er seine Freizeit verbringt. Eine Lösung wären klare Vereinbarungen, die trotzdem flexible Elemente enthalten. Man hat z.B. feste Tage, an denen man im Projekt tätig ist; die Tagesarbeitszeit kann jedoch variieren, und Abweichungen sind spontan nach Absprache möglich. So könne2 Probleme im Kollektiv gelöst werden, statt dass Schuldzuweisungen oder zähneknirschende Selbstausbeutung Überhand nehmen.

Lustprinzip und Verantwortung. Auch in einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft braucht es Verantwortung und Verbindlichkeit. Eine Gruppe von 60 Menschen rechnet fest damit, dass wir für sie Gemüse produzieren. Da wir entfremdete Arbeit, die als Zwang empfunden wird, überwinden wollen, ist das Lustprinzip als Leitlinie wichtig. Wenn alle Beteiligten jedoch das Motto «Ich mache, wozu ich Lust

Wenn man aber anfängt, Arbeitszeiten zu normieren, ist man schnell dabei, die ganze Tätigkeit zu normieren. Was, wenn eine Person schneller oder «effizienter» als die andere ist?

Geld trennt, aber es geht auch anders

Geld habe ich bis jetzt immer als etwas grundsätzlich Verbindendes betrachtet – sieht man von seinen Perversionen ab, die durch die Finanzkrise ins Bewusstsein kamen. Während wir beim Realtausch nur mit einer sehr begrenzten Zahl von Partnern in Austausch kommen können, erschliesst uns das Geld eine fast unbeschränkte Zahl von Tauschpartnern. Aber die verbindende Funktion des Geldes ist ein Irrtum. Wie der amerikanische Philosoph und Mathematiker Charles Eisenstein in seinem Opus Magnum «Die Renaissance der Menschheit» schreibt, stellt Geld eine allgemeine Gleichwertigkeit her: «Gleichwertigkeit bedeutet, dass ich keine Beziehung mehr mit der anderen Person eingehen muss. Ich kann jede beliebige Person dafür bezahlen. Das führt zu einer grundlegenden Veränderung unserer sozialen Beziehungen. Ich kann alles von jedem anderen bekommen. Je mehr eine Gesellschaft alles in Geld bemisst, umso getrennter werden wir und umso mehr treten wir in Konkurrenz zueinander.»

Die Natur unseres sich selbst vermehrenden Kreditgeldes hat weitere schwerwiegende Konsequenzen: «Alles wird zunehmend in Geld umgewandelt, der Wald in Bretter, der Ozean in Fischfang und die Fähigkeit der Atmosphäre, Verschmutzung abzubauen in Verschmutzungszertifikate. Wir haben das Öl im Boden in Geld umgewandelt. Im Dienstleistungsbereich nimmt man eine unentgeltliche Beziehung und wandelt sie in eine Dienstleistung um. Heute werden zwei Drittel aller Mahlzeiten ausser Haus eingenommen und bei den zuhause gekochten werden vorgefabrizierte Produkte verwendet. Rat, Unterhaltung und sogar Phantasie werden zu Produkten.»

Charles Eisensteins Vision ist eine Ökonomie des Schenkens. Während der Kauf die Partner trennt, entsteht durch das Schenken eine Verbindung zwischen den Menschen. Davon sind wir gar nicht so weit entfernt. Die Natur und der Erfindungsgeist des Menschen produzie-

ren im Überfluss, er ist nur höchst ungleich verteilt. Die materielle Basis für eine Kultur des Schenkens wäre also vorhanden. Nur die geistige Entwicklung ist noch nicht so weit.

Eisenstein hat das menschliche Wissen von seinen beiden Enden her studiert, über die Mathematik und die Philosophie. Sein Werk ist nicht nur von erstaunlicher Erkenntnis geprägt, sondern auch von starker Vision und echter Herzenswärme. Und es liest sich leicht. Eine unedigte Leseempfehlung. CP

Charles Eisenstein: Die Renaissance der Menschheit – über die grosse Krise unserer Zivilisation und die Geburt eines neuen Zeitalters. Scorpio, 2012. 784 S., Fr. 36.90/22,95 Euro.
Im Internet lesen: www.kanope.de



Weitere Infos zum Thema:**Schweiz:**

Verein Interkulturelle Gärten,
www.interkulturelle-gaerten.ch

AG/SO: HEKS Neue Gärten Aargau/
Solothurn, www.bit.ly/LI25Ru

BS/BL: Urban Agriculture Basel,
www.urbanagriculturebasel.ch
Agrico, Birsmatthof Therwil,
www.birsmatthof.ch

BE: soliTerre, Bern, www.soliterre.ch
Gemeinschaftsgarten «L'arbre à
palabres», Biel//Bienne,
gemeinschaftsgarten@gmx.net

ZH: ortoloco – Die regionale
Gartenkooperative, Zürich,
www.ortoloco.ch

Pflanzplatz Dunkelhölzli,
Verein Stadtrandacker, Zürich,
www.dunkelhoezli.ch

Seed City Verein, ETH Zürich,
www.seedcity.ethz.ch

Urban Farmers, Zürich,
www.urbanfarmers.ch

Xylem, Gmües Abo, Thalheim,
www.xylem.ch

Romandie:

Les Jardins de Cocagne, Bernex,
www.cocagne.ch

Deutschland:

Interkulturelle Gärten in Deutsch-
land, Stiftung Interkultur, München,
www.stiftung-interkultur.de

meine ernte, Bonn,
www.meine-ernte.de

Solidarische Landwirtschaft, Kassel,
www.solidarische-landwirtschaft.org

Prinzessinnengärten, Moritzplatz,
Berlin, www.prinzessinnengarten.net



habe», radikal umsetzen, ist das gerade in der Landwirtschaft schwierig. Landnutzung ist ja vor allem die Kunst, den richtigen Zeitpunkt zu erwischen. Da kann die Witterung uns zwingen, etwas zu tun, worauf wir gerade keine Lust haben. Der Druck wird also auch in einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft nicht ganz verschwinden. Im letzten Jahr hatten wir zum Beispiel mit einer ungewöhnlichen Trockenheit zu kämpfen. Pflanzen warten nicht darauf, bis jemand Lust hat, sie zu bewässern. Und wo bleibt die Lust, wenn alles vertrocknet und es nichts mehr zu ernten gibt? Die Balance zwischen Kollektiv und Individuum muss also immer neu gefunden werden – ein ständiger Lernprozess.

Fehlende Selbstorganisation im Netzwerk.

Genauso wie wir Gärtner und -innen Aspekte der «arbeitsüchtigen Gesellschaft» verinnerlicht haben, werden die Begärtner*innen nicht ganz von einer Konsumhaltung loskommen. Der freiwillige monatliche Beitrag kann diese Haltung verstärken. Während sich einige ein radikales Experiment gegen den Kapitalismus wünschen, reicht es für andere, ihr Gemüse auf «alternative» Weise zu beschaffen. Um Enttäuschungen vorzubeugen, ist es wichtig, dass Produzenten und Begärtner*innen eine gemeinsame Vision formulieren. Daran anknüpfend kann jeder eine Aufgabe übernehmen – selbstbestimmt, aber verantwortlich. Diese Vision könnte auch eine Ausweitung der schenk-ökonomischen Prinzipien auf andere

Lebensbereiche beinhalten, etwa durch Vernetzung mit anderen umsonst-ökonomischen Projekten. Es wäre auch möglich, die Bedürfnisse der Gärtner*innen nicht durch Geld, sondern durch andere Leistungen zu decken. So könnte ein Begärtner*in, der gleichzeitig Arzt ist, andere in der Gemeinschaft umsonst behandeln.

Wer hat Zugang zu den Erzeugnissen? Nicht-kapitalistisches Gemüse ist unter den jetzigen Verhältnissen ein begrenztes Gut. Die Wartelisten von Höfen, die ähnlich produzieren wie wir, zeigen: Das Problem lässt sich nicht einfach mit der Neugründung weiterer oder der Vergrößerung bestehender Projekte lösen. Dies wäre die ideale Lösung und ihr sollte die meiste Energie zufließen. Wer soll also bevorzugt Zugang zu den Erzeugnissen haben? Diejenigen, die als erste da waren? Die mit den besseren persönlichen Beziehungen? Diejenigen, die am meisten zahlen? Oder jene, die die brauchbarsten Fähigkeiten einbringen? All diese Lösungen befriedigen nicht. Schliesslich geht es bei unserem Projekt auch um die Entkopplung von Geben und Nehmen. Die Frage abschliessend zu beantworten, ist schwer. Klar scheint nur: Die unvermeidlichen Kosten des Projektes müssen gedeckt werden. Und alle Beteiligten sollten mit der Lösung glücklich sein. In der Praxis bedeutet das wohl wie in allen ähnlichen Fällen: Man muss es aushandeln. ■

Weitere Infos: www.solidarische-landwirtschaft.org

Grüner Spuk zwischen Beton und Asphalt

«Ein Gespenst geht um in Europa, ein fröhliches buntes Gespenst mit Dreck unter den Fingernägeln: der Neue Gärtner. Aufgetaucht aus dem Nichts, hat er in kürzester Zeit die Städte erobert.» Dieses Gespenst beschreibt Martin Rasper in seinem Buch «Vom Gärtnern in der Stadt – Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt». Es regt nicht nur dazu an, den Spaten gleich selbst in die Hand zu nehmen, sondern auch die Stadt und nicht zuletzt die Gesellschaft neu zu denken. Gärtnern bedeutet nicht nur die Auseinandersetzung mit natürlichen Ressourcen wie Luft, Wasser, Boden und Nahrung. Es ist

auch eine Form der Selbstermächtigung. Rasper stellt Gartenprojekte, Initiativen und Menschen vor, die der Lebensmittelproduktion und Saatgutherstellung in den Händen mächtiger transnationaler Konzerne den Kampf angesagt haben.

In leichtfüssiger Sprache führt uns Rasper durch den Garten als Ort des Wachstums, aber auch der Begegnung und des Lernens. Er macht uns die Sortenvielfalt von Obst und Gemüse schmackhaft, die durch die Monokulturen der industriellen Lebensmittelerzeugung bedroht sind, und erzählt von der Notwendigkeit, die lokalen Stadt-Umland-Beziehungen produktiver zu gestalten. Stadtgärtner

und solche, die es werden wollen, finden zudem viele Tipps für die Praxis.

In einer Zeit, in der unsere natürlichen Ressourcen knapp werden und der Begriff der Nachhaltigkeit nicht mehr wegzudenken ist, sagt Rasper zu Recht: «Ohne ein Verständnis von ökologischen Zusammenhängen werden wir in Zukunft nicht mehr zurecht kommen. Wir werden weder die Städte der Zukunft managen können noch die Welt als Ganzes.»

MK

Martin Rasper: Vom Gärtnern in der Stadt – die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt.
oekom, 2012. 208 S., Fr. 27.80 / 19,95 Euro.